

»Die Augen sanft und wilde«

Balladen

Ausgewählt und kommentiert

von Brigitte Kronauer

Reclam

Inhalt

Vorbemerkung 11

ANONYM

Für die Jüngercher von unsern Leut 13

ANONYM

Die Königskinder 19

ANONYM

Lindenschmidt 25

JOHANN GOTTFRIED HERDER

Edward 30

Erlkönigs Tochter 35

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER

Des Pfarrers Tochter von Taubenhain 39

JOHANN WOLFGANG GOETHE

Der König in Thule 49

Der Fischer 53

Erlkönig 56

JOHANN HEINRICH VOSS

Die Spinnerin 59

6 Inhalt

FRIEDRICH SCHILLER

- Der Ring des Polykrates 62
Der Taucher 68
Der Handschuh 77
Die Bürgschaft 82

CLEMENS BRENTANO

- Ein Fischer saß im Kahne 89
Zu Bacharach am Rheine 95

ADELBERT VON CHAMISSO

- Die Sonne bringt es an den Tag 102

ACHIM VON ARNIM

- Des ersten Bergmanns ewige Jugend 108

JUSTINUS KERNER

- Weinsberger Weiberlist 118

LUDWIG UHLAND

- Graf Eberstein 123

JOSEPH VON EICHENDORFF

- Die Hochzeitsnacht 127
Waldgespräch 133

FRIEDRICH RÜCKERT

- Chidher 136

GUSTAV SCHWAB

- Der Reiter und der Bodensee 140

WILHELM MÜLLER

Die schöne Müllerin, Nr. 13, 17 145

Die Winterreise, Nr. 14, 24 147

ANNETTE VON DROSTE-HÜLSHOFF

Der Knabe im Moor 153

Die Mergelgrube 157

HEINRICH HEINE

Belsazar 164

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten 168

Donna Clara 171

NIKOLAUS LENAU

Die drei Indianer 177

EDUARD MÖRIKE

Die schlimme Gret und der Königssohn 181

Schön-Rohtraut 190

FRIEDRICH HEBBEL

Aus der Kindheit 193

Der Heideknabe 198

THEODOR FONTANE

Archibald Douglas 204

Die Brück am Tay 210

John Maynard 216

8 Inhalt

CONRAD FERDINAND MEYER

Fingerhütchen 221

Die Füße im Feuer 228

CHRISTIAN WAGNER

Wochenkalender 233

DETLEV VON LILIENCRON

Pidder Lüng 236

OTTO ERNST

Nis Randers 241

ARNO HOLZ

Een Boot is noch buten! 245

FRANK WEDEKIND

Der Tantenmörder 248

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Terzinen über Vergänglichkeit 251

Die Beiden 254

BÖRRIES VON MÜNCHHAUSEN

Ballade vom Brennesselbusch 257

FRANZ WERFEL

Das Malheur 262

BERTOLT BRECHT

Von der Kindesmörderin Marie Farrar 265

ERICH KÄSTNER

Sachliche Romanze 271

JESSE THOOR

In einem Haus 274

ERNST JANDL

legende 277

ROR WOLF

Die letzte Woche im März 280

ROBERT GERNHARDT

Malade Ballade 283

F. W. BERNSTEIN

Schluß jetzt! 286

ECKHARD HENSCHIED

Das Leben 289

JAN WAGNER

Störtebeker 295

Verzeichnis der Autoren, Texte und Druckvorlagen 299

Vorbemerkung

Bei einer Sammlung von neunundfünfzig Balladen aus dem deutschen Sprachraum kann es nur um eine äußerst beschränkte und sehr subjektive, von Vorlieben geprägte Auswahl gehen. Das versteht sich. Während der Zusammenstellung überraschte mich, obschon ich zunächst eher auf der Suche nach Unbekanntem war, daß mir viele der populärsten klassischen Balladen einen Strich durch die Rechnung machten: Sie sind eben doch auch die künstlerischen Höhepunkte ihrer Gattung! Das hatte ich nicht erwartet und mußte ihnen gegen meine ursprüngliche Absicht, aber mit frischer Überzeugung, mehr Raum als zunächst geplant zugestehen.

Wem Balladen gefallen, der interessiert sich für Handlung und Strategie in kompakter, rhythmisierter Form. Laut oder leise, mit Pathos oder Ironie wird Schicksalhaftes suggeriert. Es kam mir weniger darauf an, eine bis heute andauernde und beschworene Vitalität der Ballade zu beweisen, als die im Laufe der Jahrhunderte und Jahrzehnte unumgänglichen Veränderungen anzudeuten. Daher die chronologische Reihenfolge.

Andererseits reizte mich besonders, Verwandtschaften nachzuspüren, auch über beträchtliche zeitliche Distanzen hinweg. Daß ich hierbei gelegentlich auf Gedichte verweise, die nicht in der vorliegenden Sammlung zu finden sind, ließ sich nicht vermeiden. Ich hoffe, der Leser nimmt gegebenenfalls diese kleinen Winke als Anregung auf.

Alles Weitere und Konkrete zu den jeweiligen Texten bei unterschiedlich gewichtetem Kommentar im Inneren des Buches.

Die Bürgschaft

Zu Dionys dem Tyrannen schlich
Damon, den Dolch im Gewande,
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
»Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!«
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
»Die Stadt vom Tyrannen befreien!«
»Das sollst du am Kreuze bereuen.«

»Ich bin«, spricht jener, »zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben,
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit,
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn ich, erwürgen.«

Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
»Drei Tage will ich dir schenken.
Doch wisse! Wenn sie verstrichen die Frist,
Eh du zurück mir gegeben bist,
So muss er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.«

Und er kommt zum Freunde: »Der König gebeut,
Dass ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit,

So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.«

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand,
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
»O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht

Die Sonne und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muss der Freund mir erbleichen.«

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet,
Da treibt ihn die Angst, da fasst er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut,
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte,
Da stürzt die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

»Was wollt ihr?«, ruft er für Schrecken bleich,
»Ich habe nichts als mein Leben,
Das muss ich dem Könige geben!«
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
»Um des Freundes Willen erbarmet euch!«
Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe

Ermattet sinken die Kniee:

»O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtet verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!«

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischt die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüberfliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
»Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.«

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter:

»Zurück! du rettetest den Freund nicht mehr,
 So rette das eigene Leben!
 Den Tod erleidet er eben.
 Von Stunde zu Stunde gewartet' er
 Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
 Ihm konnte den mutigen Glauben
 Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.«

»Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
 Ein Retter willkommen erscheinen,
 So soll mich der Tod ihm vereinen.
 Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
 Dass der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
 Er schlachte der Opfer zweie,
 Und glaube an Liebe und Treue.«

Und die Sonne geht unter, da steht er am Tor,
 Und sieht das Kreuz schon erhöht,
 Das die Menge gaffend umstehet,
 An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
 Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
 »Mich Henker!«, ruft er, »erwürget,
 Da bin ich, für den er gebürget!«

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
 In den Armen liegen sich beide,
 Und weinen für Schmerzen und Freude.
 Da sieht man kein Auge tränenleer,
 Und zum Könige bringt man die Wundermär,
 Der fühlt ein menschliches Rühren,
 Lässt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an,
 Drauf spricht er: »Es ist euch gelungen,
 Ihr habt das Herz mir bezwungen,
 Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
 So nehmet auch mich zum Genossen an,
 Ich sei, gewährt mir die Bitte,
 In eurem Bunde der Dritte.«

Nun also die tätliche Rebellion gegen Arroganz und Tyrannei der Herrscher. Man nenne es, je nach aktueller nationaler und internationaler Geschichtsschreibung, Widerstandskampf oder Terrorismus.

Schiller geht dafür rund 400 Jahre vor Christus zurück, zu Dionysios d. Ä., Tyrann in Syrakus. Der Sturm auf die Bastille erfolgte neun Jahre vor Niederschrift der Ballade, deren erste und letzte Zeilen sprichwörtlich geworden sind, was dem Werk eher schadet. Manche meinen, alles dazwischen könne man sich schenken, das ganze Streckbett des Nacherlebens. Dabei kommt es gerade auf das Nachvollziehen des Prozesses an, des quälenden Weges vom Anfang zum Ende. Bert Brecht hat ein etwas pennälerhaftes Sonettchen auf die *Bürgschaft* verfaßt, in dem sich der Dauerpädagoge über den allzu blauäugigen Schiller zu amüsieren vornimmt. Übrigens habe ich mich nie gefragt, warum der Tyrannenmörder in spe mit so ausgeprägtem Familiensinn sein Attentat, um kein Risiko einzugehen, nicht drei Tage später ansetzte. Es muß an der Suggestionskraft Schillers liegen: So und nicht anders!

Für mich rührt die Bekanntschaft mit dieser Ballade aus der Kindheit her und ist eng verbunden mit einem grünen Velourssofa, zugleich mein Folterbett, an dem ich mich festhalten konnte,

wenn die Spannung unerträglich wurde, und auf das ich festgebannt war zum Leiden. Die Tatsache, daß ich eine Reihe der Wörter nicht verstand, etwa das häßliche Wort »Bürgschaft«, hinderte mich nicht, bei jedem Anhören in fast hysterische Aufregung zu geraten. Der wahrlich tyrannisch, mit peinigenden Unterbrechungen vorlesende Onkel, den es offenbar belustigte, durch das pure Rezitieren solche Gemütszustände erzeugen zu können, voller Staunen darüber, wie jemand, der Damon hieß, in einer Sechs- oder Siebenjährigen so tränenreiche Verheerungen anrichtete, half bei den ersten Strophen mit Erläuterungen. Er erklärte mir auch, daß man am Kreuz sterben kann, ohne automatisch Jesus zu sein. Bis vom sechsten Siebenzeiler an die Katastrophen und das Mitleid heischende, mitleidlos gedehnte Auf und Ab von Hoffnung und Verzweiflung für sich sprachen, unangefochten im Reimschema a bb aa cc durch alle Strophen hindurch.

Wie ungeheuer war dann endlich das Aufatmen! Die beiden letzten Strophen konnte ich nicht oft genug anhören. Man wurde für ein Weilchen ein guter Mensch darüber, zumindest einer mit dem glühenden Wunsch, es zu sein. Natürlich habe ich erst später bewußt die große Klasse der ersten Strophe in ihrer hochinformativen, von keiner dokumentierenden Prosa einzuholenden Lakonie im Gegensatz zur kontrollierten Ausführlichkeit des hindernisreichen Rückwegs nachvollzogen, samt der Kunst eines – wiederum gegen die Wahrscheinlichkeit – fiktiven Beweisgangs, daß das Böse besiegt sei, also einer utopischen Konstruktion in die historische Wirklichkeit hinein.

Zu Bacharach am Rheine

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt eine Zauberin,
Sie war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin.

Und brachte viel zu schanden
Der Männer rings umher,
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischoff ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt –
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihr' Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
»Du arme Lore Lay!
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?«

»Herr Bischoff laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd,
Weil jeder muß verderben,
Der meine Augen sieht.

Die Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab –
O legt mich in die Flammen!
O brechet mir den Stab!«

»Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in diesen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt.

Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lore Lay!
Ich müßte dann zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei.«

»Herr Bischoff mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott,
Und bittet um Erbarmen,
Für mich den lieben Gott.

Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr –
Den Tod sollt Ihr mir geben,
Drum kam ich zu Euch her. –

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von hier gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Die Augen sanft und wilde,
Die Wangen roth und weiß,
Die Worte still und milde
Das ist mein Zauberkreis.

Ich selbst muß drinn verderben,
Das Herz thut mir so weh,
Vor Schmerzen möcht ich sterben,
Wenn ich mein Bildniß seh.

Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben, wie ein Christ,
Denn alles muß verschwinden,
Weil er nicht bey mir ist.«

Drei Ritter läßt er holen:
»Bringt sie ins Kloster hin,
Geh Lore! – Gott befohlen
Sey dein berückter Sinn.

Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zu deines Todes Reis'«

Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lore Lay.

»O Ritter laßt mich gehen,
Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloß.

Ich will noch einmal sehen
Wol in den tiefen Rhein,
Und dann ins Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau seyn.«

Der Felsen ist so jäh,
So steil ist seine Wand,
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Ritter,
Die Rosse unten an,
Und klettern immer weiter,
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: »da gehet
Ein Schifflin auf dem Rhein,
Der in dem Schifflin stehet,
Der soll mein Liebster seyn.

Mein Herz wird mir so munter,
Es muß mein Liebster seyn!« –
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzt in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mußten all verderben,
Ohn Priester und ohn Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hats geklungen
Von dem drei Ritterstein:*)

Lore Lay

Lore Lay

Lore Lay

Als wären es meiner drei.

*) Bei Bacharach steht dieser Felsen, Lore Lay genannt, alle vorbeifahrende Schiffer rufen ihn an, und freuen sich des vielfachen Echo's.

Mit »Wellen und Jumps« sei die Sommerrodelbahn für seinen »Loreley-Bob« versehen, oben auf dem Loreley-Plateau, und ob- schon die Unesco das Obere Mittelrheintal auf einer Länge von 65 Kilometern samt Loreley-Felsen (im *Originum Palatinarum Secunda* von 1612 »Mons Lurlaberg« genannt und als Versteck des Nibelungenschatzes vermutet) als Weltkulturerbe führt und den Abbau der Bahn empfiehlt, ist der Betreiber Knecht optimistisch. Es wurde ja auch keine Frist gesetzt und eine kommunale Genehmigung liegt vor. Rechtskräftig.

Wer sich über die Herkunft von Brentanos Gedicht informieren möchte, dessen Stoff-Fragmente und Motive über Torquato Tassos *Befreites Jerusalem* (heidnische Zauberin Armida, christlicher Ritter Rinaldo) bis zurück zu Ovids Metamorphose von der Nymphe Echo reichen, kann sich in Bernhard Gajeks sehr instruktiver Interpretation der Ballade (*Gedichte und Interpretationen*.

Deutsche Balladen, Stuttgart: Reclam, 1988) kundig machen. Die Sage über die Fee oder Hexe Lore Lay, vom Namen her eine Art Schiefer- oder Felsenelfe, taucht bei Brentano als erfundener Mythos wiederum im wild-verwegenen Roman *Godwi* auf. Er wurde in einer zweiten Fassung nicht unwesentlich abgewandelt.

Auch hier ziehe ich wie beim *Fischer* die schwebendere, auch sprunghaftere Version des Romans, vom Mädchen Violette einer kleinen Gesellschaft vorgesungen, die im auffälligen Kahn zu einer Teichinsel rudert, als die im schönsten Sinne romantischere vor. Und möchte mich durch die Strophen hindurch, bei diesem wahrlich abgründigen Lied damit bescheiden, auf einige phantastische Widersprüche hinzuweisen, die in der wunderschönen Schwermut der Übeltäterin, die betrogen wurde, kulminieren und – das ist das Ausschlaggebende – zur homogenen Legende verschmolzen sind.

Es beginnt mit dem sagentypischen Gegenüber von genauer Ortsangabe und magischer Gestalt, die, als »schön und feine« gepriesen, trotzdem die Männer »zu schanden« gehen läßt. Der zunächst gerührte, dann komplett bezirzte Bischof setzt die Reihe fort. Es folgen die Zauberin, die um ihren Tod bittet, und ihr Lebensgeständnis, in dem sich zeigt, daß die Täterin betrogenes Opfer ist, Opfer auch ihrer eigenen Augen, die sanft und wild sind (und gerade in diesem Widerspruch unwiderstehliche Waffen!), eine vom eigenen Bild zu Tode Versehrte, die den Leuten die unlogische Feststellung zumutet, daß alles verschwinden müsse, weil »er nicht bei mir ist«, und den völlig irrationalen und völlig überzeugenden Sprung von »Der soll mein Liebster sein« zu »Der muß mein Liebster sein«. Eine Geschichte der Paradoxien, in der die gut gemeinte Tat des Bischofs nur Verderben zeugt, denn in dieser Version legt, anders als in der spä-

teren, nichts nahe, er selbst könnte der treulos fromm gewordene Liebste gewesen sein.

Und wer oder was mischt sich da am Schluß mirnichtsdirnichts dreifach mit Ruf und Echo ein? Vielleicht ein Jammern nach der durch Christentum und Aufklärung verlorenen Animalität und dem heidnisch Unerklärlichen? Nicht ausgedacht, sondern uralte und uns verwandt, etwas, für das Brentano nur ein Bild gefunden hat, indem er einen alten Namen (Lurlei: »lure«, mhd., »Elfe«, »lei« »Schiefer«) fruchtbar machte?

Sinn und Nichtsinn, Behaupten und Widerruf klingen, in romantischer Stimmungsakrobatik vorgetragen, wunderbar zusammen, fordern jedoch in Reimschema und Metrik auch zum schülerhaften Herunterleiern auf. Das stört aber nicht, macht seltsamerweise nichts, kann gegen Lurlei, die Zauberin, nicht an. Es steigert sogar die Beschwörungsgesten Brentanos, unter denen sich gut und gern eine ganze Kulturgeschichte verbergen mag.

Schön-Rohtraut

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?

Rohtraut, Schön-Rohtraut.

Was tut sie denn den ganzen Tag,

Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?

Tut fischen und jagen.

O daß ich doch ihr Jäger wär!

Fischen und jagen freute mich sehr.

– Schweig stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil,

Rohtraut, Schön-Rohtraut,

So dient der Knab auf Ringangs Schloß

In Jägertracht und hat ein Roß,

Mit Rohtraut zu jagen.

O daß ich doch ein Königssohn wär!

Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb ich so sehr.

– Schweig stille, mein Herze!

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,

Da lacht Schön-Rohtraut:

Was siehst mich an so wunniglich?

Wenn du das Herz hast, küsse mich!

Ach! erschrak der Knabe!

Doch denket er: mir ists vergunnt,

Und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund.

– Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
 Rohtraut, Schön-Rohtraut;
 Es jauchzt der Knab in seinem Sinn:
 Und würdest du heute Kaiserin,
 Mich sollts nicht kränken:
 Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
 Ich hab Schön-Rohtrauts Mund geküßt!
 – Schweig stille, mein Herze!

Eins der anmutigst blitzenden Gedichte Mörikes, reiner Wohllaut, erzählt eine ganz andere Geschichte als die von der schlimmen Gret, obschon Gewaltiges stattfindet zwischen den übermütig perlenden Zeilen.

Hier begegnen sich zwei durch ihren unterschiedlichen gesellschaftlichen Stand unerbittlich Geschiedene und zugleich einander Ebenbürtige, denen es gelingt, die Tragödie zu vermeiden und statt dessen nur das Glück des Augenblicks zu erleben: Eine höfische und geschlechtsspezifische Vorschriften verspottende Prinzessin, die den Grenzübertritt von oben nach unten wagt, ein junger Mann, der, was sicher viel schwieriger ist, die Überschreitung von unten nach oben momentweise riskiert. Es so auszudrücken, ist aber für dieses federleichte Capriccio aus dem Jahre 1838 fast schon zu schwerfällig lastend.

Man freue sich lieber an der bezaubernd dezenten vokalen Übereinstimmung vom »wunniglich« Rohtrauts und dem »vergunnt« des Knaben! Handelt es sich um die Infektion mit einem kleinen Tick, wie es unter Liebenden bis heute oft zu beobachten ist? Man genieße, wie im Duett plötzlich zwei für einander entbrannte Herzen unisono singen! Darüber hinaus ist es ein großes

Vergnügen, Mörikes Spiel mit Reim (a / Refrain I / b b c d d / Refrain II) und dem in der dritten Strophe ein einziges Mal abweichenden 1. Refrain nachzuvollziehen. Hat man nicht das Gefühl: Nur so und nicht anders kann diese hochmusikalische Geschichte ans Licht?

Ganz besonders trifft das zu auf jenes sehnsüchtig märchenhafte »O daß ich doch ihr Jäger wär!« »O daß ich doch ein Königssohn wär!«, das sich aber verblüffenderweise dann nicht noch weiter ins traurig unerfüllbare Wünschen steigert, sondern in einer jauchzenden Beschränkung endet, die das kühne Geschenk der Prinzessin und dessen verwegene Annahme als nicht mehr zu übertreffende Legende im Leben des Jungen begreift, auch wenn sein Herz durchaus weiterhin etwas zu verschweigen hat.

Und wem es außerdem der herrliche Überschwang der letzten Zeilen angetan hat, der lese zusätzlich Mörikes sehr verwandtes Gedicht »Auf ihrem Leibrößlein ...« (*Der Gärtner*).

Dreißig Jahre nach Entstehung der kleinen Ballade, 1868, schrieb Mörike an den mit ihm befreundeten Maler Moritz von Schwind, er sei zu dem Werkchen durch einen ihm bisher noch nie zu Ohren gekommenen altdeutschen Frauennamen angeregt worden. Man möchte ihm glauben. »Rohtraut« taucht in den vier energisch vorwärtsdrängenden Strophen zwölfmal auf, als könnte sich der Dichter nicht satt daran hören: Rohtraut!

Grund genug, seiner Tochter, falls man gerade eine zur Hand hat, diesen Namen zu geben: Schön-Rohtraut!

John Maynard

John Maynard!

»Wer ist John Maynard?«

»John Maynard war unser Steuermann,
Aushielt er bis er das Ufer gewann,
Er hat uns gerettet, er trägt die Kron,
Er starb für uns, unsre Liebe sein Lohn.
John Maynard.«

Die »Schwalbe« fliegt über den Erie-See,
Gischt schäumt um den Bug wie Flocken von Schnee,
Von Detroit fliegt sie nach Buffalo –
Die Herzen aber sind frei und froh,
Und die Passagiere, mit Kindern und Frau
Im Dämmerlicht schon das Ufer schau,
Und plaudernd an John Maynard heran
Tritt alles; »Wie weit noch, Steuermann?«
Der schaut nach vorn und schaut in die Rund':
»Noch dreißig Minuten ... Halbe Stund.«

Alle Herzen sind froh, alle Herzen sind frei –
Da klingt's aus dem Schiffsraum her wie Schrei,
»Feuer« war es, was da klang,
Ein Qualm aus Kajüt und Luke drang,
Ein Qualm, dann Flammen lichterloh,
Und noch zwanzig Minuten bis Buffalo.

Und die Passagiere, buntgemengt,
 Am Bugspriet stehn sie zusammengedrängt,
 Am Bugspriet vorn ist noch Luft und Licht,
 Am Steuer aber lagert sich's dicht,
 Und ein Jammern wird laut: »Wo sind wir? wo?«
 Und noch fünfzehn Minuten bis Buffalo.

Der Zugwind wächst, doch die Qualmwolke steht,
 Der Kapitän nach dem Steuer späht,
 Er sieht nicht mehr seinen Steuermann,
 Aber durchs Sprachrohr fragt er an:

»Noch da, John Maynard?«

»Ja, Herr. Ich bin.«

»Auf den Strand. In die Brandung.«

»Ich halte drauf hin.«

Und das Schiffsvolk jubelt: »Halt aus. Hallo.«

Und noch zehn Minuten bis Buffalo.

»Noch da, John Maynard?« Und Antwort schallt's
 Mit ersterbender Stimme: »Ja, Herr, ich halt's.«
 Und in die Brandung, was Klippe was Stein,
 Jagt er die »Schwalbe« mitten hinein,
 Soll Rettung kommen, so kommt sie nur s o.
 Rettung: der Strand von Buffalo.

Das Schiff geborsten. Das Feuer verschwelt.
 Gerettet alle. Nur e i n e r fehlt!

Alle Glocken gehn; ihre Töne schwell'n
 Himmelan aus Kirchen und Kapell'n,
 Ein Klingen und Läuten, sonst schweigt die Stadt,
 E i n Dienst nur, den sie heute hat:
 Zehntausend folgen oder mehr
 Und kein Aug im Zuge, das tränenleer.

Sie lassen den Sarg in Blumen hinab,
 Mit Blumen schließen sie das Grab,
 Und mit goldner Schrift in den Marmorstein
 Schreibt die Stadt ihren Dankspruch ein:

»Hier ruht John Maynard. In Qualm und Brand,
 Hielt er das Steuer fest in der Hand,
 Er hat uns gerettet, er trägt die Kron,
 Er starb für u n s , unsre Liebe sein Lohn.

John Maynard.«

Eine Ballade bitte! Nach meiner Erfahrung fällt *John Maynard*, ob aus Schulzeiten oder einem anderen Winkel, in Bruchstücken fast jedem der Befragten ein. Das dreimal dramatisch abgewandelte »Noch dreißig Minuten bis Buffalo« ist offensichtlich zwingend sprichwörtlich. Meist wird es mit einem leicht verlegenen Lächeln zitiert, als amüsierte sich der Sprechende ein bißchen über sein ehemaliges Gebanntsein. Aktualisiert wurde das Gedicht von der Fahrt der *Schwalbe* über den Eriesee in letzter Zeit durch die Katastrophe nahe der italienischen Insel Giglio, wo die *Costa Concordia* am 13. Januar 2012 mit 4229 Menschen an Bord kenterte, allerdings mit umgekehrten Vorzeichen: Der Kapitän ging als erster von Bord, und es gab 32 Tote.

Rund dreißig Jahre nach *Archibald Douglas* und sechs Jahre nach der *Brück am Tay* erschien *John Maynard*. Zwei Jahre zuvor hatte Fontane eine Absage an seine früheren Stoffe verfaßt: »... Vördem bi minen Balladenkroam / Mit all de groten schott'schen Noam: / Percy und Douglas un noch manch een / ... Doa seggt ick mi: »Fründ, si mi nicht bös, / Awers all dat Tüg is to spektakulös; / Wat süll all de Lärm? Woto? Upp min Seel, / Dat allens bummst un klappert to veel ...« (aus *An Klaus Groh*).

Brisanter, zeitgenössischer Stoff wie schon bei der *Brück am Tay* also! Wieder ein Werk aus Fontanes »Zweitem Balladenfrühling«, wie er selbst meinte, der die erschöpfte Gattung erneuern sollte. Fontane bezieht sich diesmal nicht direkt auf einen Zeitungsartikel, sondern auf eine bereits vorliegende amerikanische Literarisierung des Vorfalls, der am 9. August 1841 auf dem Raddampfer *Erie* stattgefunden hatte. Die meisten der Passagiere, es sollen über 200 gewesen sein, starben. Der Kapitän überlebte. Der originale Steuermann hieß Luther Fuller. Heroisiert wurde er zu John Maynard von einem anonymen Verfasser. Fontane hat sich vermutlich durch die Erzählung eines Schriftstellers namens Gough anregen lassen.

Das Unglück samt der heldenhaften Pflichterfüllung des Steuermanns Fuller war also schon 45 Jahre alt, als Fontane danach griff, um daraus eine Hymne zu machen, stellvertretend für all jene, die sich in vergleichbarer Weise für die Gemeinschaft opfern, indirekter Appell gegen den biologischen Instinkt des »Rette sich, wer kann!«, jene Haltung, die, im Zeichen von Industrialisierung und Kapitalismus, von den Idealen eines sozialen Ganzen abgewandt, in Fontanes Augen immer stärker an Boden gewann. Er wandelt also auch hier (wie in *Archibald Douglas*), um seine Utopie noch strahlender zu machen, die Fakten ab, ebenso, in der

Dringlichkeit seines Anliegens, die konventionelle Balladenform. Der Paarreim bleibt zwar bestehen, jedoch ist die Strophenlänge mit eingeschobenem erregungssteigerndem Dialog flexibel.

Der statische Rahmen, der *Maynard*, das Schaustück der »fliegenden« Binnenstrophen, vorwegnehmend und resümierend zur Legende ausruft, scheint tatsächlich wie auf alten Grabsteinen mit goldenen Lettern geschrieben zu sein oder wie gegenwärtig in den Todesanzeigen, wo es heißt: »Er wird uns immer fehlen«, »Wir vergessen Dich nie«, auch wenn es sich um die schematische Bezeugung einer Behörde oder eines Großunternehmens handelt.

Der Umgang des Staates mit Helden, besonders der mit den zivilen, den stillen Heroen in Friedenszeiten, ist in der Regel erbärmlich. Und selbst die, denen man bei kriegerischen Auseinandersetzungen zur Motivation einredet, sie seien welche, müssen als an Leib und Seele Verkrüppelte, wenn sie überleben, selber sehen, was aus ihnen wird. Man frage nur, um im Lande des Geschehens zu bleiben, amerikanische Kriegsveteranen.

Die Ballade spricht also nicht nur von der Utopie des Opfers eines Einzelnen für die Vielen. Sie mahnt, nicht weniger utopisch, die Überlebenden, sich tatkräftig zu erinnern. Wahrscheinlich braucht die Gemeinschaft auch dafür nach wie vor das gefühlvolle Vehikel einer Legende, etwa: John Maynard!

P. S. Wobei vielleicht am interessantesten ist, wie heute nicht mehr der Zeitungsbericht das Balladenschreiben befruchtet, sondern die spezielle Balladendramatik und -strategie, nicht selten in vulgarisierter Form, die mediale Berichterstattung.